

Bally, Gustav (1945): Vom Ursprung und von den Grenzen der Freiheit. Eine Deutung des Spiels bei Tier und Mensch

Einleitung

Der Ursprung des Spiels liegt im Instinktverhalten; ermöglicht wird es aber erst, wenn die instinktiven Nötigungen eine Lockerung erfahren. Diese wird dem jugendlichen Tier durch den Brutschutz, dem Menschen durch die gesellschaftliche Sicherung gewährt. Diese Sicherung ist es, die den Spielraum öffnet, in dem die *Freiheit* ihre Stätte hat.

Damit rückt das Problem der *Freiheit* in den Mittelpunkt der Betrachtung.

Freisein aber heißt *freiwerden*. Freiheit versteht sich in der Ueberwindung dessen, das ihr entgegensteht und ist eine Verheißung. Ist die Freiheit aber aus dem Kampf gegen den Zwang der natürlichen Nötigung erstanden, zeigt es sich, daß sie nicht bestehen kann ohne Ordnung. An ihrem Ursprung steht der Freiheit in der Ordnung eine Schranke entgegen. Nur in dieser Beschränkung hat die Freiheit eine Stätte.

Dieser dialektische Gegensatz der Freiheit zur Ordnung bedeutet die Notwendigkeit eines Kampfes, der die Freiheit nie *sein*, sondern immer nur *werden* läßt. Wir sehen das Prinzip der Ordnung unversehens zum Gegner der Freiheit werden dort, wo die Ordnung ihr polares Einssein mit der Freiheit, diese ihr Einssein mit jener verliert.

In diesem Zerfall geht die Freiheit verloren; in ihm vernichtet sie sich selbst in der Ungestalt zerfahrender Dynamik; oder sie verliert ihre Heimat in einer starre Dauer fordernden Ordnung.

In ihrem Zenit aber ist die Freiheit ihrer Grenzen bewußt. Sie weiß um den Raum, in dessen Schranken sie möglich ist. Während Freiheit danach fragt, wovon sie frei zu sein habe, gründet Ordnung in der Frage, wozu Freiheit sei. Sie ist der Ausdruck einer Richtung, in der die Bewegung der Freiheit, das Freiwerden, zielt.

So gehört der Freiheit ein Maß zu. Dieses ist ihr Spielraum. Wir sprechen vom Spielraum der Freiheit. Dieser Spielraum ist nicht nur frei von jener blinden Nötigung, die keine Wahl, keine Besinnung und damit keine Freiheit zuläßt. Er ist auch auf eine das Wesen der Freiheit erst offenbarende und auszeugende Weise begrenzt in einer Ordnung, die die freien Möglichkeiten des Verhaltens zügelt. Durch diese Ordnung ist die Freiheit bestimmt, in ihr ist sie beschlossen.

Instinkt und Spiel

Der Instinkt

Das Verstehen der Prägung gibt uns ein Mittel in die Hand, die Bedingungen der Instinktabläufe genauer zu studieren.

Eine lange nicht geübte Handfertigkeit wird verlernt. Übung macht den Meister. Fallen also die Anregungen, sie zu üben, von der Umwelt her aus, so verlieren wir die gelernte Fähigkeit.

Das Gegenteil ist bei den Instinkthandlungen der Fall: wenn ein Schema lange nicht im Feld erscheint, so neigt die ihm entsprechende Instinkthandlung dazu, spontan durchzubrechen. Lorenz spricht von einer Herabsetzung der Reizschwelle.

Die Appetenz und die Stimmung

Erst dadurch, daß das Appetenzverhalten begrifflich von der eigentlichen Instinkthandlung getrennt wurde, ist eine Klärung des Instinktbegriffes möglich geworden. Erst durch diese Trennung — und das ist für unsere Untersuchung besonders wichtig — erscheint auch die Instinkthandlung nicht einfach als eine reflexartige Reaktion auf Außenweltreize, die das Lebewesen passiv erleidet und die es vermittels der Instinkthandlung «löscht». Aus einem reagierenden wird das Tier zu einem agierenden Wesen.

Das Feld und die Feldspannung

Immer erscheint das motorische Verhalten des Tieres gerichtet. Auf Beute, auf den Sexualpartner, auf den Ruheort, vom Feinde weg, oder -- im Angriff — auf den Feind hin.

Dieses spezifische Hin — zu ... ist bestimmend für die Struktur des Feldes. Je nach dem Instinktziel sprechen wir von einem Beute-, einem Sexual-, einem Feindesfeld usw. Dabei müssen wir im Auge behalten, daß es nicht Objekte sind, die angestrebt werden; nicht die Beute oder der Sexualpartner selbst dürfen darum als das Ziel angesprochen werden, sondern die *Instinkthandlung* ist das Ziel (Lorenz, 1937 b). Sie ist es, die angestrebt wird.

Das als auslösendes Schema erscheinende Umwelt Ding stellt sozusagen das materielle Substrat der Instinkthandlung dar. Indem wir die Instinkthandlung als das Ziel setzen, erübrigt sich auch die Frage, ob das Ziel im "Inneren" des Lebewesens, etwa als spezifischer Trieb, vorhanden sei oder in der "Außenwelt" als spezifischer Reiz. Wir versuchen, soweit es irgend möglich ist, das Subjekt und seine Umwelt als eine dynamische Einheit zu schildern. Die Kulmination dieser Dynamik ist der Ablauf der Instinkthandlung. Merkmale und Appetenzverhalten sind zwei Aspekte eines Geschehens. Bestimmte Merkmale erzeugen bestimmte Appetenzen, das Auftreten bestimmter Appetenzen hebt die entsprechenden spezifischen Merkmalgruppen heraus.

Das Verhalten der Lebewesen ist nur dann richtig zu verstehen, wenn wir bei aller Notwendigkeit des Unterscheidens den Fehler vermeiden, damit Zusammengehöriges zu scheiden.

Die Motorik im Feld erscheint als ein auf das Ziel hin gerichteter Fluß, in dem Wahrnehmung und motorischer Ablauf im "*Gestaltkreises*" (Weizsäcker) eine dynamische Einheit darstellen.

Man hat, wenn man ein Tier im Beutefeld beobachtet, den Eindruck, es werde ohne Unterbrechung durchfließen von einer Impulsmelodie, die vom Ziele her bestimmt ist und sich in der motorischen Dynamik zum Kreise zu schließen strebt. Da gibt es kein Anzeichen für eine Zweifelhigkeit der Handlung im Sinne etwa der Vorsätzlichkeit: «Ich werde dieses tun – nun tue ich dieses».

Wir haben tatsächlich den Eindruck, daß das Lebewesen nicht handelt, sondern «gehandelt wird» von einer Macht, die nicht in ihm, die aber auch nicht außerhalb seiner liegt, sondern die es durchströmt und mit seiner Umwelt zu einer dynamischen Einheit verbindet. Die Stimmung ist es, die das Feld bestimmt. Sie bestimmt nicht nur den haptisch-motorischen Anteil des Lebewesens, sie entscheidet auch über das Was und Wie der Wahrnehmung. Im Beutefeld bewegt sich das Tier nicht nur anders als im Fluchtfeld, es nimmt auch anders und Anderes wahr.

So erscheint das Feld qualitativ bestimmt durch die Gestimmtheit, in der das Lebewesen sich befindet. Aber eine andere, wichtige Veränderung des Feldes darf über dieser qualitativen nicht außer Acht gelassen werden. Das Feld kann auch eine größere oder geringere Intensität haben, kann eine mehr oder weniger große «Spannung» aufweisen.

Starker Hunger, nahe Beute, fressende Kumpane intensivieren das Beutefeld; relative Sättigung, Fehlen von Beutemerkmale lockern die Feldspannung. Dies zeigt sich in den Variationen des Verhaltens im Feld, denen wir uns im folgenden zuwenden wollen.

Das Feldverhalten ist zwar zielgerichtet, hat sich aber ständig mit den Merkmalen auseinanderzusetzen, die auf dem Wege zum Ziel liegen und die Richtung anzeigen oder verlegen. Wenn daher das Instinktverhalten im engeren Sinne invariabel ist, so ist das Verhalten im Bereich der Appetenz variabel, muß variabel sein. Im Appetenzbereich sind Versuch und Irrtum, sind Enttäuschung und Erfüllung (um menschlich zu sprechen) möglich: in ihm lernt das Lebewesen.

Die Nahkonzentration auf das Ziel aber spannt gleichsam die «Züge» des Feldes derart, daß sich das vorher weite Feld zu einer Laufbahn auf das Ziel hin verengt. Dadurch wird die dem gelockerten Felde entsprechende Leistung nicht mehr möglich. Jene Bewegungen fallen zuerst aus, die vorübergehend von der Beute wegführen.

Den Zügen des Feldes entgegengerichtete Bewegungen sind, wie Wolfgang Köhler nachgewiesen hat, die Leistungen, die allen Tieren besonders schwer fallen. Sie fallen schwerer, je gespannter das Feld ist, denn alle diese Bewegungen müssen gegen den Zug geleistet werden, der der Appetenz entspricht. Die Einengung der Möglichkeiten der Bewegung im gespannten Feld führt dazu, daß alle Leistungen, die nicht in der kürzesten Richtung auf das Ziel liegen, zugunsten der unmittelbar zielgerichteten erschwert sind.

Entsprechende Erscheinungen finden wir auch beim Menschen. Selbst wer gewohnt ist, eine Flügeltür, die sich nach innen öffnet, gegen die Richtung seines Schreitens aufzuziehen; selbst wer, ohne es zu achten, seinen Fuß einen Augenblick hemmt, bis die Tür ganz geöffnet ist, wird in starker Erregung, auf der Flucht vor einem Brand, diese notwendige Rückwärtsbewegung «vergessen» und an die Tür rennen, wie wenn sie sich nach außen öffnen würde; besonders dann, wenn in der Tür eingelassene Fenster den angestrebten Raum sichtbar werden lassen.

Aus diesem Versuch wird deutlich: nicht im gespannten, sondern im gelockerten Felde wird das Geheimnis der Stöcke offenbar. Im gespannten Felde hebt sich aus dem, was wir Stock nennen, nur ein Merkmal heraus: die Länge. Sogar die Festigkeit kann bei intensiver Erregung (und das heißt Feldspannung) als Merkmal ausfallen oder in den Hintergrund treten, wie Köhler gezeigt hat: wenn seinen Schimpansen Stöcke fehlten, versuchten sie mit untauglichen Gegenständen wie Strohhalmen und Lappen zu angeln; sie warfen sogar «Steinchen in der Richtung ihrer Sehnsucht», nur um in dieser Richtung irgend etwas zu tun.

Wollten wir versuchen, uns den Unterschied zwischen der affektiven Bewegtheit bei der Betätigung der Instinkthandlung einerseits, bei der «freien» Betätigung des Verhaltens im Appetenzbereich andererseits mit Begriffen aus der Sphäre mitmenschlichen Verstehens zu veranschaulichen, so müßten wir sagen: Jene Lust hat die Färbung der Eier, diese die Färbung des Vergnügens.

Diese vergnügliche Freude an der Leistung selbst, in relativer Unabhängigkeit vom Ziel, sehen wir nicht nur bei den höheren Affen, sondern auch bei anderen Tieren.

... Beobachtung von Lorenz (1943) über den Gesang der Vögel: "Ein Blaukehlchen, eine Schama, eine Amsel singen ihre kunstvollsten und für unser Empfinden schönsten, objektiv gesehen kompliziertesten gebauten Lieder dann, wenn sie in ganz mäßiger Erregung "dichtend" vor sich hinsingen. Wenn das Lied funktionell wird, wenn der Vogel einen Gegner ansingt oder vor dem Weibchen balzt, gehen alle höheren Feinheiten verloren, man hört dann eine eintönige Wiederholung der lautesten Strophen, wobei bei sonst spottenden Arten, wie beim Blaukehlchen, die schönen Nachahmungen völlig verschwinden und der kennzeichnende, aber unschön schnarrende angeborene Teil des Liedes stark vorherrscht. Es hat mich immer wieder geradezu erschüttert, daß der singende Vogel haargenau in jener biologischen Situation und in jener Stimmungslage seine künstlerische Höchstleistung erreicht, wie der Mensch, dann nämlich, wenn er in einer gewissen seelischen Gleichgewichtslage, vom Ernst des Lebens gleichsam abgerückt, in rein spielerischer Weise produziert."

Der Hund, der einen Gegenstand — ein Stück Holz, einen Ball — apportiert, der an sich kein Instinktziel darstellt, neigt dazu, den Apportiervorgang viele Male zu wiederholen. Die Neigung, diese Leistung unermüdlich immer wieder von neuem durchzuführen, ist darum auffallend, weil Instinkthandlungen relativ schnell sich erschöpfen. So zeigen Vögel, deren Nest man sich vorsichtig nähert, nach wenigen Wiederholungen der Instinkthandlung der Nestverteidigung ein Erlahmen dieser Handlung. Sie gehen dann trotz gleichbleibender Bedrohung anderen Handlungen, z. B. zum Picken von Körnern über (Lorenz, 1935. Tinbergen, 1942).

Ein sattes Raubtier, sagt McDougall, jagt nicht. Mit Recht entgegnet Lorenz: «Jeder Hundebesitzer weiß, daß der Ernährungszustand seines Hundes überhaupt keinen Einfluß auf den Appetit nach den Instinkthandlungen des Jagens hat». Dies aber kommt daher, daß das Raubtier bei seiner Ernährung seinen Jagdinstinkt betätigt und, gesättigt, mitbefriedigt, erschöpft hat. Der vom Menschen aus der Schüssel ernährte Hund aber ist zwar physiologisch gesprochen gesättigt, ohne daß aber mit dieser Sättigung zugleich sein Jagdinstinkt und damit auch die auf seine Befriedigung zielende Appetenz gelöscht wäre.

Das Jagen aber des in der Küche gesättigten Hundes hat einen anderen Charakter als das des hungrigen Wolfes. Es ist weniger straff ausgerichtet, weniger intensiv. Es wird zeitweise unterbrochen, dann wieder eifrig aufgenommen. Der Hund wechselt die Fährte, ja unter Umständen wird das Wild gleichsam spielerisch gejagt, ohne daß es zur Tötung kommt. Selbst wenn es gerissen wird, wird es nicht gefressen. Das Jagen, das zum Verhalten des Beutefangs gehört, ist durch die Sättigung «ziellos» geworden. Es wird nun gleichsam ziellos betätigt; aber gerade indem es einer straffen Zielgerichtetheit ermangelt, führt dieses spielerisch gewordene Herumstreifen zu einer Bereicherung mit neuen Handlungsansätzen, beziehungsweise mit neuen Merkmalen. Im ganzen sehen wir hier ein Verhalten vor uns, das eher an die Jagdspiele junger Raubtiere als an die Jagd adulter Wildtiere erinnert.

Handlung und Gegenstand

Das Feld ist eindeutig bestimmt durch die mit dem Instinktziel gesetzte Aufgabe, den Weg zum Ziel zu finden. Dadurch haben die Merkmale des Feldes den Charakter von Richtungszeichen für eine zielbestimmte spezifische Motorik. Im extremen Fall haben daher die Felder so wenig Kommunikation, daß man sagen kann: das Tier verhält sich in der — vom Menschen aus gesehen — gleichen Umgebung, je nachdem ob es in Brunststimmung oder in Brutpflegestimmung usw. ist, wie wenn es sich um verschiedene Umgebungen handeln würde. Das Sexualfeld läßt ganz andere Merkmale aufleuchten als das Brutpflegefeld.

Die Bereicherung an spielerisch erworbenen Dingbezügen kommt auch im gespannten Felde zur Verwendung und erweitert und bereichert die Möglichkeiten, Instinktziele zu erreichen. Umgekehrt werden die im Appetenzverhalten irgendeines Instinktkreises erworbenen Feldbezüge spielerisch wiederholt auch in den Zeiten, in denen eine relative Sättigung das Feld entspannt. «Ist einmal eine spezielle Form, ein Werkzeuggebrauch oder dergleichen in der ‚Notwendigkeit‘ einer Versuchssituation entstanden, so kann man sicher sein, das Neue bald danach im Spiel wiederzufinden, wo es also unmittelbar nicht den mindesten ‚Vorteil‘, sondern allein erhöhte Lebensfreude gilt. Umgekehrt kann von den vielen Spielereien, die der Schimpanse mit Gegenständen vornimmt, leicht das eine oder andere zu großem praktischem Vorteil führen.»

Wenn nun die Dinge im Feld bald in den einen, bald in den anderen zielstrebigen Bezug eingeschaltet sind, bald aber auch im einen oder auch im anderen zielunabhängigen Verhalten selbst zu sekundären Zielen werden, so werden im Laufe der Zeit nacheinander die verschiedensten und verschiedenartigsten Handlungen an das Zuhandene herangetragen. Damit aber sammelt dieses Zuhandene nacheinander eine Fülle von Merkmalen auf sich. Das Längliche, Bewegte, Feste — wir nennen es Stock — wird so zu einem Feldding, an dem und durch das das Lebewesen zum Angler, zum Springer, zum Stocherer, zum Hühnernecker werden kann.

Dieses Gestimmtwerden durch Gegenstände wird besonders deutlich dort, wo die Tiere etwas an ihrem Körper tragen. Die Schimpansen behängen sich mit Metallketten, tragen Blechbüchsen auf dem Kopf und trotten damit herum. «Es ist sehr wohl möglich», schreibt Köhler, «daß das primitive Schmücken gar nicht auf optische Wirkungen nach außen rechnet, sondern ganz auf der merkwürdigen Steigerung des eigenen Körpergefühls, Stattlichkeitseindrucks, Selbstgefühls beruht, die auch beim Menschen eintritt, wenn er sich mit einer Schärpe z. B. behängt oder lange Troddelquasten an seine Schenkel schlagen Wie sich so etwas mit unserem Körper mitbewegt, fühlen wir ihn reicher und stattlicher.» Wir wissen, daß das Maskenkostüm das Selbstgefühl verändert, daß klirrende Sporen, gleißende Uniformen den sanften Bürger zum martialischen Krieger machen.

Dem Verhalten, das wir als spielerisch bezeichneten, entspricht eine eigenartige Dynamik. Die einzelnen motorischen Varianten, die am Spielding ansetzen, fließen nicht gleitend ineinander über, sondern zwischen die einzelnen Handlungen schieben sich Pausen ein. Der junge Hund, die junge Katze zeigen einem genaueren Hinsehen nie ein gleitendes Uebergehen von einer spielerischen Bewegungsvariante zur anderen. Das Tier wirft sich einem Ding entgegen, bewegt es, läßt sich von dessen Bewegung bewegen, wird zur dynamischen Einheit mit ihm. Im nächsten Augenblick aber läßt es sich plötzlich aus der intensivsten Bewegtheit in eine elastisch-gespannte Bewegungslosigkeit zurückfallen, in der es — scheinbar gleichgültig — dennoch auf den Knäuel, auf den Spielpartner gerichtet bleibt.

Das Stutzen

Wir müssen aus dem erregten Verhalten, das im Stutzen und Sichern sichtbar wird, schließen, daß hier plötzlich eine neue Gesamtsituation entstanden ist. Dabei mag für den menschlichen Beobachter die Umgebung des Tieres im wesentlichen gleich bleiben wie vorher. Vielleicht stutzt das still äsende Reh, weil ein kaum merkliches Geräusch, eine atypische Bewegung am Waldsaum sich ereignete. Dadurch scheint für das Tier im Augenblick schlechthin alles verändert.

Gewisse Veränderungen im Feld sind aber «erwartet». Sie sind vom Ziel, dem intendierten Instinktablauf her bestimmt und in der spezifischen Motorik der Appetenz «vorgesehen». Sie haben bekannte Tönung, haben bereits bestimmte positive oder auch negative Valenzen (Russel, 1935). Dann erfolgen jene bestimmten motorischen Reaktionen, deren Art und Abfolge gattungsmäßig festliegen. Die Maus, die sich der lauenden Katze zeigt, das Wild, das der jagende Hund aufstößt, aber auch der Raubvogel, den der Hase erblickt, sie sind Veränderungen «erwarteter» Natur, dort im Beute-, hier im Feindesfeld.

Stutzen ist also eine alarmierende «Unbekanntheitsreaktion», der eine Neuorientierung folgt. Es kann sich — Goldstein hat das auch an hirngeschädigten Menschen nachgewiesen — zur «Katastrophenreaktion» steigern, wenn die Feldqualität erheblich verändert und damit auch die sensomotorische Einheit erheblich alteriert wird. Dies geschieht am ehesten dann, wenn die sensorische Reizung sehr kräftig erfolgt und um so stärker, je mehr sie Sinnesqualitäten reizt, die nur nahe Reize aufzunehmen imstande sind. Beides kommt übrigens auf dasselbe heraus. Ein Tier erschrickt bei starken akustischen und optischen Reizen stärker als bei schwachen. Es erschrickt aber immer relativ stark bei Reizungen der Tastsphäre, sofern diese nicht im Zuge des intendierten Appetenzverhaltens liegen.

Darum verwendet man im Experiment meistens solche Reizungen, die das Getast in einer Weise treffen, die in der Instinktorganisation des Tieres nicht «vorgesehen» ist. Es ist dies die Reizung durch den elektrischen Strom, wie sie bei den Versuchen nach dem Prinzip des «Strafens und Belohnens» verwendet werden. Solche Strafen fördern das Finden von Lösungen. Buytendijk hat gefunden, daß jene Strafen die günstigsten Resultate erzielen, die nicht zu kräftig sind, die also keine «Katastrophenreaktion» auslösen, sondern lediglich eine relativ leichte Erregung bewirken, so daß Stutzen und Sichern erfolgen.

Muenzinger (nach Fischel, 1938) stellte Ratten vor die Wahl zweier Wege. Als positives Merkmal wurde Futter geboten; auf dem «falschen» Weg ging die Ratte leer aus. Er setzte nun aber einen mäßigen «Strafreiz», wie er üblicherweise als negatives Merkmal auf dem «falschen» Wege gesetzt wird, auf der positiven Seite. «Im Zusammenhang mit der Belohnung erwies sich der ‚Strafreiz‘ auf der positiven Seite als günstig. Er wirkte genau so gut wie der auf der negativen Seite gebotene elektrische Reiz, der offenbar mit gar keiner Seite assoziiert wird, sondern die Aufmerksamkeit des Tieres spannt und es zu klaren Entscheidungen veranlaßt.»

Hierher gehört auch die Erfahrung von Fischel (1938 b), daß höhere Säuger (Schaf, Affe) unter erschwerten Bedingungen besser lernen als unter leichten. Sie lernen darum besser, weil die Unbekanntheitsfaktoren sie alarmieren, wodurch ihr Umfeld sich stärker differenziert.

Durch das Auftreten einer Alarmreaktion, wie sie das Stutzen darstellt, wird also das Feld an Merkmalen bereichert; immer aber in dem Sinne, daß die neu gelernten Bezüge Marken bleiben auf dem Wege zu einem Instinktziel. Ueberraschungen im Appetenzfelde, insbesondere Strafreize, machen darum zwar vorsichtiger, erweitern die Umsicht und führen zu neuen Lösungen; sie öffnen aber nicht jenen Spielraum, in dem die Motorik in relativer Freiheit gegenüber den Instinktzielen an die Felddinge herangeht.

Darin unterscheiden sich die Folgen der «äußeren» Hemmungen von denen der «inneren»: die äußere Hemmung des zielstrebigem Bewegungsflusses führt gewiß zu einer Erregung, die das Umfeld «erhellte» und das Lernen fördert; sie disponiert zu einem differenzierteren Gliedern der komplexhaften Primitivganzenheiten (Volkelt). Immer aber bleibt dieser größere Reichtum an Gelerntem eng gekettet an ein Instinktziel.

Die innere Hemmung dagegen sättigt, wie wir sahen, im Feindeschutz und in der Nahrungssicherung die eigentliche Instinkthandlung ab, ohne aber die zur zeit-räumlichen Gestalt des Instinkts gehörigen Appetenzhandlungen zur Aeußerung zu bringen. Damit wird das dem Strafen Entgegengesetzte bewirkt: das Lebewesen wird keineswegs alarmiert, es ist vielmehr durch die Entspannung des Zugs zum Instinktziel seinen «inneren» Impulsen frei überlassen.

Wenn Uexküll sagt, daß die Umwelt dem Tier Fragen stelle, die es mit der Instinkthandlung beantworte, indem es die Frage lösche, so müssen wir hier sagen, daß die Umwelt dem Spielenden Fragen stellt, die durch die Bewegung des Spiels nicht nur nicht ausgelöscht, sondern vertieft und bereichert werden.

Wer aber alarmierte und spielende Tiere vergleichend beobachtet, wird sofort einen Unterschied in ihrem Verhalten gewahr, den wir nur durch einen prägnanten Wortgegensatz beleuchten wollen. Dem Beschauer will scheinen, daß Strafen die Lebewesen *vor-sichtiger* macht. Die vitale Sicherheit aber führt zu jener eigenartigen Behutsamkeit, die in der Schonung des Spieldings zum Ausdruck kommt und die uns als *Rück-sicht* erscheint.

Die Dressur

Zur Dressur der Tiere benützt der Mensch gleichzeitig die «innere» und die «äußere» Hemmung.

Zwischen Reiter und Pferd, zwischen Herr und Hund besteht eine Verbindung, die als eine gefühlstragende Beziehung erscheint. Wir wissen: nicht jeder Mensch ist für solche Tierbeziehungen geeignet. Es brauche, sagt man, eine bestimmte Begabung dafür. Wo diese aber vorhanden ist, wird augenfällig, wie sich das Verhalten des Tieres auf die Wünsche seines Herrn abstimmt und um sie kreist.

Der Hund sucht seinen verlorenen Herrn, er heftet seine Augen an ihn, um seinen Befehl nicht zu versäumen, er bringt ihm, einmal so dressiert, die Beute mit sichtlicher Lust. Nicht nur von seiten des Menschen, sondern auch von seiten des Tieres bildet sich eine individuelle Beziehung aus. Der Herr hat eine affekt-positive Valenz erhalten. Sie verdankt ihre Entstehung der Sicherheit, die der Herr dem Tiere gibt. In erster Linie dem Schutz vor Feinden und der Nahrungssicherung. Diese Bindung an den pflegenden Menschen, an das durch ihn bestimmte Heim, läßt die Appetenzen nicht mehr in dem Maße dringlich werden wie dort, wo diese Beziehung fehlt. Daß eine solche Beziehung das Feld entspannt, leuchtet ein. Aus dieser Lockerung aber gewinnt das Tier jene relative Freiheit gegenüber den Instinktzielen, aus der erst die erstaunlichen Leistungen erklärlich werden, die die Tierdressur zustande bringt und die durch Strafreize allein nicht erreicht werden können.

Die zweifache Umwelt

Das Picken kann nur als eine spielerische Betätigung auftreten, da das Ziel — eben die Befriedigung des Pickinstinktes — darum keinen kräftigen Zug ausübt, weil die Sättigung bereits durch die Brutpflege gewährleistet ist. Soll also das Pickverhalten möglichst lange «spielerisch» erhalten werden, so wird es nötig sein, die Fütterung immer wieder durchzuführen, sich aber auch von Zeit zu Zeit aus der Umgebung der Jungen zu entfernen. Hält man sich ständig bei ihnen auf, so wird man den Sperrinstinkt provozieren, der den Pickinstinkt blockiert. Entfernt man sich von den allzu hungrigen Vögeln, so geschieht dasselbe. Sie sperren bis zum Verhungern, da die Intensität des Hungers das Picken nicht aufkommen läßt.

Andererseits aber würde ein Verlassen der bereits pickenden Jungvögel in gesättigtem Zustand eine sofortige endgültige Formung des Pickverhaltens veranlassen. Nur bei einer aufrecht erhaltenen Elternbeziehung mit zeitweiligen Unterbrüchen, bei einer Beziehung also, die einen gewissen Grad von Sättigung durch Füttern garantiert, ist es möglich, die Jungvögel in einem Zustand zu halten, in dem sie während eines längeren Zeitraums zwar picken, ohne aber dieses Verhalten endgültig im Sinne des Verhaltens erwachsener Vögel zu fixieren. Hier erscheint dann das Picken als ein Herumspielen in den Appetenzmöglichkeiten. Es bliebe zu untersuchen, wie weit solche Vögel sich auch als Erwachsene im Umfeld anders verhalten als die, die man zwingt, sich selbst zu ernähren, sobald sie picken können, und als jene, die man ständig bis zur absoluten Sättigung füttert und von denen man sich nie entfernt.

Wir sehen bei unseren Kindern Aehnliches: 3—4jährige, die bei Bekannten ohne «Mutterqualität» «schön» und «wie Erwachsene» sich benommen haben, fallen, kaum tritt die Mutter ins Zimmer, in das Verhalten von 1—2jährigen zurück. Vorher haben sie selbständig gegessen; jetzt wollen sie sich füttern lassen. Vorher haben sie sich tapfer den Gespielen gegenüber behauptet; jetzt beginnen sie zu klagen und sich bei der Mutter zu verkriechen. Was sie aber so von der Mutter fordern, würden sie von jenen Bekannten strikte ablehnen.

Wir erfahren also, daß die Brutpflege dadurch, daß sie die keimenden Appetenzen, die das Lebewesen über die Mutterwelt hinausweisen, nicht mitbefriedigt, daß sie aber andererseits Ernährung und Feindesschutz doch garantiert, dem jungen Lebewesen einen zweifachen Umweltbezug verschafft. Die Sicherung der lebenswichtigen Funktionen durch die Mutter, auf die wieder rekurriert werden kann, führt dazu, daß die über die Mutter hinausweisenden Umweltbezüge eine viel größere Beweglichkeit im Felde haben, als dies in der durch die vitale Not bedrängten "Einweltigkeit" möglich wäre.

Die relative Freiheit dem Ziel gegenüber ist, wie wir zeigten, eine Voraussetzung für das Spiel. Denn spielen kann ein Tier nur im freien Bezirk des entspannten Feldes. Nur unter dieser Bedingung werden die Feldmerkmale — in der drängenden Stimmung des gespannten Feldes lediglich Wegweiser auf dem kürzesten Weg zum Ziel — zu selbständigen Leistungszielen. Nur so können überhaupt Leistungsmerkmale gebildet werden, Gegenstände, die sich aus dem Feldganzen sondern.

Der Begriff des Spiels

Groos (1930) hebt bereits die Bedeutung der Jugendzeit für das Spiel hervor. Ohne die Rolle der Eltern ausdrücklich zu erwähnen, betont er doch, daß für das Spiel «die Eliminierung der feindseligen und der Furchtgefühle» die Voraussetzung sei. Es ist, wie wir sahen, Feindesschutz und Nahrungssicherung, die die Instinkthandlungen «entlasten» und damit das Feld derart lockern, daß eine Fülle neuer haptisch-sensorischer Möglichkeiten entstehen, daß, in der Sprache von Groos, die «Intelligenzentwicklung» begünstigt wird.

Daß die Feindappetenz auch uns Menschen nicht fremd ist, zeigt die Freude unserer Kinder am Grusligen und Grausamen, zeigt ihre Neigung, Erschreckendes aufzusuchen, um mit einem «erlösenden» Angstschrei zu flüchten. Wie oft schleicht sich ein Kind auf den Estrich oder in den dunklen Keller, um den Schrecken zu erzeugen, nach dem es von Zeit zu Zeit verlangt. Das aber heißt vielleicht: Gegenstände des Schreckens zu haben, um damit das viel Schlimmere, den nicht gegenständlichen Schrecken loszuwerden. Die erschreckende Gewißheit ist besser als die schreckliche Ungewißheit, als der «imaginierte» Feind. Es erhebt sich nun die Frage, ob wir diese Vorgänge als Spiel betrachten sollen. Wir müssen sie bejahen, wenn wir uns zugleich klar darüber sind, daß wir, daß die Tiere spielen *müssen* und daß die Lust — Unlustfrage nur eine sekundäre ist; die nämlich, ob wir das Spiel meistern oder ihm unterliegen.

Soma und Germa

... daß diese Leidenschaft uns überwältigt und uns zu Gattungswesen macht, mädisch oder satyrisch dem Ziele der Vermischung zugewendet, frei von den Fesseln der Persönlichkeit und darum gerade unfrei, zurückgefallen in die animale, in die naturhafte Enge *einer* Umwelt.

Vor diesem Zustande also einer «tierischen» Natürlichkeit graut dem Menschen. Denn was kaum in Andeutungen bei den höchsten Tieren und selbst bei ihnen nur in seltenen Augenblicken innerhalb einer kurzen Jugendperiode dämmern mag: freie Ferne vom Instinktziel und eine spielende Souveränität im Felde, das ist dem Menschen zur Grundhaltung geworden.

Wir versuchten, das deutlich zu machen, indem wir uns vorstellten, was es für den Menschen bedeute, von Instinktzielen bedrängt zu sein. Dieses «Tierischwerden» sei, so meinten wir, höchste menschliche Not. Aber das Grauen, das die Menschen befällt, wenn sie in der Not vitaler Leidenschaften vom Verlust der menschlichen Souveränität bedroht sind, dieses Grauen zeigt an, daß unsere inneren Mächte eben dorthin drängen, wo wir unser Menschliches verlieren. Muß nicht zu Zeiten ein einzelner oder auch ein ganzes Volk durch eine solche tödliche Not hindurchschreiten, um sich im Menschlichen erst eigentlich wiederzugewinnen? Vielleicht ist in dem «Stirb und Werde», sind in den orgiastischen Mysterien, ist in der Gefahr und Tod aufsuchenden Abenteuerlust die alte Sehnsucht verborgen, die zu verhärteter Form geronnene menschliche Haltung fortgespült zu sehen durch die Unmittelbarkeit instinktiver Forderungen, vor denen wir nur noch Gattungswesen, nicht mehr Individuen sind.

Aus diesen Ueberlegungen wird begreiflich, warum es dem Menschen notwendig ist, eine Position zu wahren, die ihn erst eigentlich zum Menschen werden, Mensch sein läßt. Das Menschengeschlecht hat keine Möglichkeit zu einem unschuldigen Naturzustand. Es muß darum besorgt sein, die zweifache Umwelt zu erhalten und zu sichern, die ihm den Spielraum der Freiheit gewährt, in dem es sich zu sich selbst fand und damit sich selbst eine Welt entdeckte. All seine Anstrengung, all sein Witz zielen darauf, die Nötigung der Instinkte fernzuhalten. In der Haltung eines ständigen, von allen gemeinsam verantworteten Entfernens und Entfernthaltens der Instinktziele öffnet sich der menschliche Weg: der Weg der Kultur.

Die Aufgabe der menschlichen Gesellschaft

Auf dem Grunde des mitweltlichen Daseins erhebt sich die Möglichkeit, sich so oder anders mitweltlich zu verhalten. Wir Menschen können nicht leben, ohne dieses Leben zu *führen*. - Hier liegt der grundlegende Unterschied zwischen der menschlichen Gesellschaft und allen Tiersozietäten.

Eine Gesellschaftsordnung ist notwendig. Ohne Ordnung der mitmenschlichen Welt kann die Aufgabe nicht gelöst werden, die spezifisch menschliche Not abzuwenden, der instinktbestimmten Einweltigkeit zu verfallen. Aber die *Form* der gesellschaftlichen Ordnung ist in dieser Notwendigkeit nicht gegeben. Die Gestaltung der gesellschaftlichen Ordnung bleibt stets eine *Aufgabe*, die das Menschengeschlecht zu lösen hat.

Da nun aber die Gesellschaftsform Menschenwerk bleibt, bleibt sie auch der Vergänglichkeit ausgesetzt. Ewig bleibt nur die Not, die uns zum Schutze unserer Freiheit treibt. Zeitgebunden und ständig in seinem Bestände bedroht ist aber, was wir, um diese Not abzuwenden, schaffen.

Die Gesellschaftsform ist uns Menschen also nicht in gleicher Weise gegeben, wie etwa die Beziehungsform von Mutter und Säugling, dessen orale Struktur mit der Mutterbrust, dessen Bedürfnis nach Wärme und Schutz mit dem mütterlichen Drang, das Kind zu bergen, ein Gefüge darstellt. Die soziale Beziehung erscheint dem Menschengeschlecht als eine Aufgabe, sie muß gepflegt, gesetzlich festgelegt, geordnet werden. An ihrem Ursprung ist sie notwendig; in ihrer Form ist sie frei.

Welches nun ist der Auftrag, der an das Menschengeschlecht ergeht? Seine Aufgabe ist es, den Fall in die Einweltigkeit für alle Zeiten zu verhindern. Gemeinsam sollen wir dafür sorgen, daß die in der Ernährungssicherung und im Feindeschutz gründende Freiheit auch für den erwachsenen Menschen und für alle Zeiten erhalten bleibe. Und so lautet denn des Menschen Auftrag an sich selbst: für alle Zeiten soll die Ernährung gesichert, für alle Zeiten sollen drohende Feinde ferngehalten werden.

In allen menschlichen Kulturen – und "es gibt keine ‚Naturvölker‘, auch die ältesten Völker, die wir kennen, haben eine ausgebaute Kultur" (Kern 1933) – ist das erste Anliegen der Gesellschaft die Sicherung der Ernährung und der Schutz vor tierischen und menschlichen Feinden. Darum verpflichtet jede Kultur den einzelnen, vorab seinen Anteil an der Aufgabe dieser Sicherung zu übernehmen. Es ist der Auftrag, an der die Freiheit begründenden Ursicherung teilzunehmen.

Die Aufgabe dieser Verhaltensformen ist es, an den Grenzen, an denen der Bestand der Menschenwelt ständig bedroht ist, die Gefahren zu bannen. Dort aber drohen: Hunger, Feinde. Dort droht – Eros.

Dementsprechend lautet die Forderung: Sicherung der Nahrung, Sicherung vor Feinden, Sicherung gegenüber dem das gesellschaftliche Gefüge bedrohenden Eros. Das Verhalten in diesen drei Kreisen ist dem Menschengeschlecht nicht einfach gegeben wie den Tieren, sondern es ist ihm aufgegeben. Daß der Mensch dieses Verhalten verantwortlich regelt, ist notwendig. Bei der Frage, wie er es regelt, beginnt seine Freiheit.

Wir stehen hier vor einer Paradoxie: die entmenschende Gefahr der Einweltigkeit, der tierischen Unfreiheit und Gebundenheit muß gebannt, der Spielraum der Freiheit an seinen Grenzen stets verteidigt werden. Dies kann und muß geschehen mit den im freien Spielraum der Doppelweltigkeit entwickelten Mitteln des spielenden Umgangs.

Wir dürfen uns vorstellen, daß dieses spielende Umgehen frei ist innerhalb des gesicherten Spielraums. Dort aber, wo es an dessen Grenzen getragen wird, dort ist es gezwungen, sich in eine "freiwillige Unfreiheit", eine sozusagen gewählte Form der Unfreiheit zu begeben, die es gegen die Gefahren feilt, die dort lauern.

Wer den Mut zur Freiheit in dem Maße hat, daß er an die Grenzen der Menschenheimat, an die Grenzen des Spielraums der Freiheit vordringt, dorthin, wo andere Mächte, die der Natur, der Dämonen, der Götter, des Nichts (oder wie immer die Menschen sie genannt haben) walten, wer diesen Mut hat, muß sich Bindungen und Entsagungen auferlegen anders als der, der jene Grenzen nicht berührt, der schlechthin Schreckliches nicht sehen, Unerhörtes nicht hören kann, und der die Menschenwelt deshalb für die einzig mögliche und für die beste hält, wie das Kind, das nur um seine elterliche Heimat weiß.

Nicht weil er der Unfreiester, sondern weil er der Freieste war, ließ sich Odysseus an den Mast binden; nur so konnte er den Sirenengesang ertragen, ohne ihm zu verfallen. Den Unfreien aber verstopfte er die Ohren. Sie, die nicht hörten, waren imstande, den menschlichen Weg unberührt und ungestört weiter zu verfolgen.

Dort wo die Verlockungen liegen, dort legt sich der freie Mensch freiwillig eine Fessel an.

Wenn wir bisher von der Gefahr der Instinktziele sprachen, von der Gefahr also, im Verfallen an die Instinkthandlungen die Menschenwürde zu verlieren, so müssen wir nun betonen, daß es sich hier um eine besondere Art der Gefahr handelt. Es ist eine Gefahr, die auf eine besondere Weise lockt und deren Vermeidung Anstrengung erfordert. Wir nennen diese Gefahr *Versuchung*.

Wir sind versucht, ergatterte Nahrung zu verschlingen, sind versucht, gesättigt auf der faulen Haut zu liegen und nicht weiter auf Nahrung aus zu sein. Wir sind versucht, zu fliehen, sich der Feind nähert. Wir sind endlich versucht, zu begatten, wo immer das andere Geschlecht dazu reizt.

Die Haltung, die uns ermöglicht, einer Versuchung zu widerstehen, nennen wir Tugend. Der Tugendhafte mag fallen, aber er erliegt nicht. Doch nicht nur im Augenblick der Gefahr, auch die Gefahr nicht, nicht mehr, noch nicht droht, ist Tugend gefordert. Darum darf nicht nur von einem tugendhaften Verhalten, es muß von einer tugendhaften Haltung gesprochen werden. Aus dieser Haltung erst fließt das Verhalten. Verhalten gilt nur dem Augenblick; Haltung aber hat Dauer.

Die offene Welt des Menschen

Wo immer das Tier die bergende jugendliche Umwelt verläßt, ist es Teil besser: einiger — sich ab lösender adulter Umwelten. Selbst bei den hohen Säugern, bei denen das Sozialleben eine bedeutende Rolle spielt, ist die adulte Umwelt nicht beeinflusst, nicht geformt durch die Sozietät. Sie bleibt «natürlich», ist nicht überliefert. Nur der Mensch begegnet einer von Menschen geprägten und überlieferten Umwelt. Dieser Unterschied weist sich denn auch aus in einer von Grund auf anderen Struktur der menschlichen Daseinweise, den es im folgenden darzulegen gilt.

Indem sich das junge Tier erstmals spielend der adulten Umwelt zuwendet, indem es — dank der noch wirkenden Mutterpflege im entspannten Feld — sich spielerisch den Felddingen zuwendet, finden sich doch die erwachenden adulten Instinkte einer Umwelt gegenüber, die diesen entspricht und in die die tierische Bewegung hineinzufließen alle Bereitschaft hat.

Indem der Mensch also aus eigener Kraft der natürlichen Notdurft (um einen Schillerschen Ausdruck einzusetzen) entgeht, gelangt er an eine neue, nur ihm erreichbare Grenze. Nie ganz im Gegenwärtigen gelöst weiß er um Geburt und Tod, lebt er, und er allein, angesichts der Vergänglichkeit alles Irdischen. Er hat die Vermeidung der tierischen Notdurft erkauf mit der *Problematik*. Mit Schiller könnte man sagen: der natürliche Mensch — der «physische» Mensch — sei wirklich; der sittliche nur problematisch.

Der Mensch, der sich alles dienstbar und zu eigen macht, ist doch nirgends zu Hause, ist immer unterwegs. Ueberall Rat wissend, ist er doch ratlos, «ohne Ausweg», ..., denn er hat keinen eigenen Ort. Indem er um den Tod weiß und darauf sinnt, ihn hinauszuschieben, entgeht er ihm doch nicht. Ja, wir dürfen in der Hoffnung, aus dem Zusammenhang des bisher Angeführten hier nun richtig verstanden zu werden, sagen: Das Tier entgeht dem Tode. Als Gattungswesen vermag es ihn nicht zu sterben, denn es ist ohne Verhältnis zum Ende. Der Mensch allein ist es, der dem Tode nicht entgeht, denn am Wissen um das Ende gewinnt er seine Individualität, und er gewinnt sie und damit sich um so tiefer, je mehr er Tod und Endlichkeit des Lebens anschaut.

Die defizienten Formen des Menschseins

Erdrückend nahe ist uns heute, was den Alten kostbares, fernes, schwer zu erreichendes Gut war: die künstliche Menschenwelt, diese vor drohendem Unmittelbaren schützende, von der Menschheit gestiftete, in die Dauer gezwungene und gehaltene Welt der gesicherten Kindheit und Jugend. Im Schweiß unseres Angesichts erhalten wir sie. So geläufig ist sie uns, daß wir versucht sind, sie nicht mehr als moralische Welt anzusprechen; so nah, daß wir dazu neigen, sie ohne Problematik zu finden. Ihre Moral ist uns zur «zweiten Natur» geworden, und nichts will uns weniger problematisch, weniger fragwürdig erscheinen als diese unsere Menschenwelt, die auf alles eine Antwort bereit hält.

Wo die Menschen diese Sicherheit gewonnen haben, sind sie die Sklaven einer Welt geworden, die nun nicht mehr wachsen und sich wandeln kann. Das Tremendum vor dem dunkeln Grunde, vor dem wir einst unserer inne wurden, das Schaudern, der Menschheit bestes Teil, jene furchtbare und fruchtbare polare Spannung, in der der Mensch spielend die junge Welt dem dunkeln Schoß entreißt und ans Licht hebt, diese Grundbedingung des spielenden Bewegtseins ist verloren. Damit aber hat die Menschheit alles verloren.

Der Mensch, dessen spielendes Gestalten versiegte, der Sklave seiner Welt, ist der Barbar. Er hat die künstliche Welt zur einzigen gemacht. Die Sicherung weiß nichts mehr von der Freiheit, der sie einst den Spielraum öffnete. Die Welt wird, ihres Spielcharakters bar, zur Welt der Arbeit, die das Spiel ersetzt. Heiterkeit wird verdächtig, der finstere Ernst hat die Macht, das Spiel zum Unernst zu stempeln. Sach-, Fach- und Viel-Wissen macht sich breit, und die Polimathia glaubt zu wissen, daß wir grundsätzlich alles wissen können, daß nun nichts mehr im Wege stehe, uns die ganze Welt dienstbar zu machen.

Der Krieger wird zum beamteten Eroberungsingenieur, der Bauer zum Kaufmann, der Hof zur Brotfabrik, zur Plantage; der Priester wird zum Konservator der Moralgesetze. In der dienstbar gemachten Materie liegen die gültigen Werte, und das vegetative Wohl des Leibes gilt als höchstes Gut. Das Leben entartet zum Genuß; die Welt wird zum Material; wo Spiel war, ist technische Leistung. Statt neuer Qualitäten steigert solche Welt die Quantität; der Rekordbetrieb ersetzt den edlen Wettstreit. (Agone, Sängerkrieg.)

In dieser Welt des Beherrschungs- und Leistungswissens (Scheler, 1929) ist der Bezirk der Freiheit verödet, das Leben erstarrt. Der «Einzelne», denn so nennt sich nun, was ehemals sich zu einer Individualität bekannte, wird erfaßt von jenem eigenartigen, schleichenden Unbehagen, das Freud «das Unbehagen in der Kultur» genannt hat; diesem Unbehagen liegt Angst zugrunde.

Er versucht die Rettung in den Egoismus und in die Vermassung. Der Egoismus häuft alle greifbaren Werte um sich auf und sucht sich mit ihrer Hilfe gegen eine Gefahr zu schützen und zu versichern, die er zwar nahen fühlt, die er aber ihre Quelle in seiner Welt nicht zu entdecken vermag. Eine angstvolle Gier jagt nach Genüssen, die wohl die belebende Ahnung eines geheimen Noch-Anderseins auf tun, aber zuletzt zu nichts verpflichten.

Wo fehlender materieller Besitz als Mangel sich kundtut, treibt es die Einzelnen zur Vermassung. Eng drängen sich die Verzweifelnden zusammen. Das zur Angst verdichtete Unbehagen macht alle gleich. Darum ist die Masse ungestalt und uniform. Ihr fehlt das Gliedernde, Achtung, Freundschaft, Liebe, das eine differenzierte Ordnung entstehen lassen könnte.

Und doch vereinigt sie, mehr noch als die gemeinsame Angst, der Haß. Er ist es, der sie zusammenhält. Eine Angst, deren Schatten unheimlich lautlos über uns lastet, ohne daß ihre wahre Gestalt je sichtbar würde, ohne daß eine Richtung sich zeigte, in der ihre Ursache faßbar und zu vernichten wäre, ruft allen Haß und alle Feindschaft im Einzelnen auf. Diese noch blinden Haß bringt jeder mit. Daran erkennen sie einander. Es ist ein Haß, der nach einem greifbaren, sichtbaren Gegenstände lechzt. Darum ergreift er gierig Beliebigen, zur Beute Vorgeworfenes, als Allen endlich sichtbaren, Allen gemeinsamen, Alle einigenden Feind. Der bisher ziellose und so lange gehegte Haß hat endlich ein Opfer, an dem sein wütender Angriff sich zu entladen vermag.

In der Masse löst sich die zur Vereinzelung verarmte Individualität, indem sie auslöscht. Sie gibt die Verantwortung für ihr Tun und Lassen weg an jene Macht, die ihr die Feinde nennt und das Heil verspricht, ein Versprechen, das ihr aus lauten Mündern ohne Unterbruch in die Ohren tönen muß.

Aber ist es denn nicht Freiheit, die gesucht wird? Ist doch das Wort «Freiheit» der eigentliche Sehnsuchtschrei, der aus der Masse herauftönt und der in sie hineingeschrien wird. Was dem Menschen den Spielraum der Freiheit offen hielt, die Hüter dieser Freiheit, Sittlichkeit und Moral, erleidet der Einzelne als unerträglich sinnlosen Zwang, denn sie mauern ihn in ein Leben ohne Werden und Reifen ein, das, da es sich nach Wandlung sehnt, mit Schrecken nur noch eine Wandlung kennt: den Tod, das Ende. Hier ist Vernichtung. Darum lechzt der Mensch danach, von diesem Zwange frei zu werden. Also meint er, wenn er Freiheit fordert: Freiheit von Bindung, Ueberlieferung, Ordnung, Verantwortung, Gewissen. Im Grunde aber meint er: Freiheit von Angst und Tod. Diese fragwürdige Freiheit kennt nur die Frage nach dem Wovon? Gegenüber dem Wozu? bleibt sie ohne Rat.

Die Vorstellung von Freiheit erscheint nun im Bilde eines ins Grotteske übersteigerten Lebensgenusses. Die Führung leitet ihren Machtanspruch einzig her aus der Bedürftigkeit der Massen nach Sicherung der vegetativen Lebenswerte um jeden Preis. Hier entartet das Streben nach kollektiver Ordnung des menschlichen Verhaltens, die immer dem menschlichen Tun Grenzen setzen soll, zur Gewalt. Genuß wird versprochen; Arbeit, mehr Arbeit wird erzwungen. Unter der Fuchtel einer rasenden Unruhe gedeiht das "Werk einer gigantischen Maschinerie, das, von angsterhellten Menschen in immer steigender Eile gefördert, diese in einen nicht endenwollenden Werktag betäubender, besinnungsloser Unrast bannt.

Die priesterliche Haltung

Die priesterliche Figur soll die beiden Gefahren bannen, zwischen denen unsere Welt sich ausdehnt und aus denen sie schöpft. Der Bezug zum Ewig-Unerforschlichen hin, das Offensein zu der Naturwelt, vor der wir spielend unsere Welt bestehen sollen, ist, wir sahen es, voll Gefahr. Es lauert der große Pan. Wer aber diesem entflieht und sich zu nah zu den Thronen der Götter wagt, den trifft ihr sengender Strahl, den stürzen sie in den Abgrund, den Pan beherrscht. Der priesterlichen Figur fällt die Aufgabe zu, das Menschengeschlecht auf dem mittleren Pfad zu halten zwischen Gott und Tier, und es weder in die Unmittelbarkeit des nur-noch-Lebens versinken zu lassen, noch es erstarren zu lassen in der Hybris der unmenschlichen Prothesen-Göttlichkeit.

Jede Gier, jede Sucht, sei es nach Macht, Reichtum oder Genuß, gefährdet die innerste Voraussetzung der offenen Menschenwelt, die Achtung vor der Würde des Nächsten. Diese Achtung, auf der die bäuerliche und die kriegerische Haltung beruht, ist die Voraussetzung für das Bestehen der Menschenwelt überhaupt. Ohne den Rückhalt einer Gemeinschaft, an die er glaubt und von der er seinen Sinn herleitet, ist dem Bauern die Sicherung der Ernährung, ist dem Krieger die Abwehr der Feinde nicht möglich. Bricht daher der Glaube an die Menschenwürde zusammen, geht die Achtung vor dem Nächsten verloren, so sind Kriegs- und Hungersnot die Folge.